

Frau sein in Japan

Japanische Weiblichkeitsvorstellungen im geschichtlichen Wandel

Susanne Formanek

1. Westliche versus japanische Frauenbilder

Eine Vorstellung vom Fernen Osten hat mich immer verfolgt. Die von den graziösen Frauen, die den Kimono tragen und bereit sind, für die Liebe zu einem der fremden Teufel zu sterben. Diese zarten Gestalten werden geboren und erzogen zu dem einzigen Zweck, vollkommene Frauen zu sein. Sie leben für nichts als ihren Herren und Meister, empfangen ihn in ihrem Haus, werfen sich ihm zu Füßen und waschen ihm diese mit ihrem langen seidigen Haar.¹

Dies sagt René Gallimard, Held des Romans *M. Butterfly*, als Japanerin verkleidet, bevor er coram publico Selbstmord begeht. Angesichts der grotesken Tatsache, dass er für eine Chinesin sein Land verraten hat, der Gegenstand seiner Liebe aber in Wahrheit ein Mann war, der ihm die Rolle der unterwürfigen, zarten Frau erfolgreich acht Jahre lang vorgaukelte, bleibt ihm kein Ausweg, als selbst in die Rolle der idealisierten Frau zu schlüpfen und sich für seine Liebe zu opfern. Es mag kein besseres Sinnbild geben für das Auseinanderklaffen von Ideal und Wirklichkeit wie auch für die Hartnäckigkeit, mit der sich derlei Bilder von der ostasiatischen und speziell der japanischen Frau als der weiblichsten schlechthin in den Köpfen vieler – vor allem europäischer – Männer bis heute halten konnten. Bezeichnenderweise hatte Gallimard seine »Geliebte« auf Partys kennengelernt, bei denen sie aus Puccinis *Madame Butterfly* vortrug, ein Werk, das in besonderem Maße zur Verbreitung dieses Bildes beitrug.

Unschwer ist zu erkennen, wie dieses Bild der Japanerin, die ihr Glück darin findet, Mann und gegebenenfalls Kinder zu verwöhnen, im Gegensatz zu dem einer fordernden Europäerin stilisiert wird, der es hauptsächlich um Selbstverwirklichung geht. Zudem stammt es aus einer Zeit, als die westlichen Mächte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Japan gezwungen hatten, seine selbst gewählte Abschließung aufzugeben und seine Häfen und Märkte für westliche Staatsangehörige und Produkte zu öffnen, und es zeigt die Überheblichkeit der westlichen Industrienationen gegenüber einem damals verhältnismäßig unterentwickelten, armen Land.² Lassen wir daher einen japanischen Autor zu Wort kommen:

¹ Serge Grünberg, *M. Butterfly*. München 1993, 182.

² Wie leicht die Enttäuschung in Gefühle der Vernachlässigung und Hilflosigkeit umschlagen können, wenn sich moderne japanische Frauen nicht als jene vorbehaltlos liebenden, vollkommenen Geishas entpuppen, ist eindrucksvoll in den Briefen des über 70-jährigen Miller an eine junge japanische Sängerin, die für einige Jahre seine Frau wurde, nachzulesen, vgl. Henry Miller, *Liebesbriefe an Hoki*. München 1986.

Es gibt ein weit verbreitetes Mißverständnis, was die japanische Frau anbelangt (...) Oft wird sie als ein reizendes Geschöpf mit einer umgänglichen Art und sanftem Charakter dargestellt, sehr folgsam und gehorsam, mit wenig Temperament und keinem eigenen Willen (...) Dies ist aber eine oberflächliche Sicht (...) Denn in Wirklichkeit ist *sie keine frauliche Frau*. Psychisch wie physisch besitzt sie einen bewundernswerten Mut. Ihr äußeres Erscheinungsbild, das sie so scheu und selbstaufopfernd erscheinen läßt, steht in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer inneren Stärke.

Betrachten wir die Frau der unteren Mittelschicht. Oft zieht sie mutig sechs oder mehr Kinder groß. Ihr Baby am Rücken tragend, sieht man sie tagein tagaus arbeiten, aber immer lächelnd. Zusätzlich ist sie im allgemeinen verantwortlich für die Haushaltsfinanzen, deren Verwaltung ihr Ehemann ihr immer anvertraut, weil er weiß, daß sie so fähig ist (...) Sie ist die Selbstverleugnung in Person. Sie ist zufrieden mit ihrem Heim, ihrem Ehemann und ihren Kindern (...) mit der Stärke jemandes, der sein Schicksal als ein vom Himmel gesandtes begreift und entschlossen ist, das Beste daraus zu machen ... Es ist wahr, daß der rechtliche und politische Status der japanischen Frauen heute dem der Männer nicht gleich ist (...) Doch sind sie viel zu klug, oder viel zu stark, um durch rechtliche und politische Nachteile wirklich behindert zu werden.³

Die Passage stammt aus einem propagandistischen Werk aus der Zeit eines erstarkenden Nationalismus, der Japan in den Pazifischen Krieg führen sollte. Obwohl vieles überholt klingt und sich in Japan wie anderswo historisch erwiesen hat, wie leicht eine solche Ideologie, die die Kraft der Frauen nur im Dienst an Mann und Kindern wirksam werden lassen will, von autoritären Regimes genutzt werden kann, um die Gattin und Mutter zur Kriegshelferin und Produzentin von Soldaten umzufunktionieren⁴, sind wesentliche Punkte der Diskussion um das Frausein in Japan bis zum heutigen Tag erstaunlich unverändert.

2. Die heutige Situation der japanischen Frauen

Frauen in Japan heute⁵ sind zumindest rechtlich gesehen mit den Männern auf vielen Gebieten gleichgestellt: Im Zuge des von der amerikanischen Besatzungsmacht eingeleiteten Demokratisierungsprozesses erhielten sie 1945 das aktive wie passive Wahlrecht, und die Wahlbeteiligung der Frauen liegt seither meist sogar über der der Männer. Auch auf dem Gebiet der Schulerziehung herrscht seitdem Chancengleichheit der Geschlechter, und in der japanischen Bildungsgesellschaft besuchen über 90% der Mädchen wie Knaben nach der 9-jährigen Pflichtschulzeit eine höhere Schule. Ebenso gehen Frauen in Japan heute zu einem hohen Prozentsatz außerhäuslicher Erwerbstätigkeit nach – sogar höher als etwa in

³ Akimoto Shunkichi, *The Lure of Japan*. Tokyo 1934, 259–262.

⁴ Diese Logik spricht etwa aus den japanischen Schulbuchtexten der Kriegszeit: »Frauen, deren Väter, Söhne und Ehemänner in den Krieg zogen, sollten die Waffen erzeugen, die diese verwenden. Auch sollten die Frauen ihre Heime und ihr Land vor dem Eindringen des Feindes bewahren. So beginnt die Pflicht einer Frau unseres Reiches mit dem wertvollen Leben als Mutter.« Vgl. etwa Shibukawa Hisako, *An Education for Making Good Wives and Wise Mothers*. Education in Japan 6 (1971) 47–58, 55.

⁵ Vgl. die Beiträge in G. Hielscher (Hg.), *Die Frau*. Berlin 1980 (=OAG-Reihe Japan modern 1).

Deutschland, vor allem aufgrund der starken Erwerbsbeteiligung von verheirateten Frauen in den mittleren Lebensjahren. Dies ist auch darin begründet, dass sie wie in anderen Industriestaaten nur mehr durchschnittlich ein bis zwei Kinder großziehen und somit die Phase, in der eine intensive Betreuung des Nachwuchses vonnöten ist, drastisch geschrumpft ist. Allerdings scheint das Leben vieler japanischer Frauen weiterhin wesentlich auf Ehe und Familie ausgerichtet, und im öffentlichen Bereich scheinen sie stärker benachteiligt als in vergleichbaren Industrienationen. Bei annähernd gleicher Bildung beider Geschlechter bis zum 18. Lebensjahr machen sich Unterschiede ab Universitätsniveau bemerkbar: Während etwa ein Drittel der Oberschulabsolventen beiderlei Geschlechts eine Universität besucht, wählen, im Gegensatz zur überwältigenden Mehrheit der männlichen Studienanfänger, die sich für einen vierjährigen Studiengang entscheiden, zwei Drittel der Studentinnen zweijährige Kurzstudien. Zumeist belegen sie Fächer wie Sprach- oder Literaturstudien, die weniger auf eine Berufsausübung als auf eine stilvolle Lebensführung vorbereiten, und daher zum Teil eine ähnliche Funktion erfüllen wie die als *hanayome shûgyô*, »Brauttraining«, bezeichneten, von vielen jungen Mädchen besuchten Kurse in traditionellen Künsten wie der Teezeremonie und dem *ikebana*-Blumenarrangement. Sie sollen auf die Ehe nicht nur insofern vorbereiten, als sie den jungen Frauen eine verfeinerte Haushaltsführung ermöglichen, sondern ihnen auch dabei helfen, jene Geduld und Verinnerlichung zu entwickeln, die sie als Hausfrauen benötigen werden. Trotz der starken Teilnahme der Frauen am Erwerbsleben ist weibliche Erwerbstätigkeit in Japan durch eine starke Diskontinuität geprägt. Diese ergibt sich aus dem von den Arbeitgebern im doppelten Sinn des Wortes »erwarteten« Rückzug der Frauen aus dem Erwerbsleben in der kritischen Phase nach der Eheschließung und darauf folgender Kinderbetreuung: Die jungen unverheirateten Frauen gelten als die *shokuba no hana*, die »Blumen am Arbeitsplatz«, zuständig für das Tee-Zubereiten und andere Tätigkeiten, die ein angenehmes Arbeitsklima schaffen, gleichzeitig aber auch von innerbetrieblicher Fortbildung weitgehend ausschließen. Bei der Heirat – noch Mitte der 80er Jahre waren 90% aller Japanerinnen bis spätestens Mitte 30 eine Ehe eingegangen – oder bei der Geburt des ersten Kindes ziehen sich die meisten Frauen vom Arbeitsmarkt zurück. Später, wenn die Kinder größer geworden sind, kehren zwar viele ins Erwerbsleben zurück, wegen der Doppelbelastung aber meist als Teilzeitbeschäftigte in entsprechend unsicheren Arbeitsverhältnissen. In beiden Fällen dient die Beschäftigung nicht der Sicherung eines unabhängigen Lebensunterhalts, eine Situation, die die Lohnschere in Japan in den letzten Jahren noch weiter auseinander getrieben hat. Männer erwarten entsprechend auch von ihren Ehefrauen weniger eine partnerschaftliche Beziehung, als von ihnen mütterlich umsorgt zu werden. *Meshi! Furo! Neru!*, »Essen, Bad, Bett!«, so heißt es ironisch, seien die einzigen drei Wörter, die der stressgeplagte Ehemann am Abend zu seiner Frau sagt und damit seine Erwartungen an die Ehe äußert. Die Frauen selbst scheinen diese nüchterne Rollenteilung und das pragmatische Ver-

ständnis von Ehe als Beruf der Frau zu akzeptieren, und vergraulen angeblich rasch jene ohnehin äußerst raren Ehemänner, die sich in ihrem häuslichen Reich nützlich machen wollen, indem sie sie als *gokiburi teishu*, »Kakerlaken-Gatten«, bezeichnen. Als Gegenleistung händigen die Männer ihnen bereitwillig ihre Lohntüten aus. Ebenso ist Kinderbetreuung und -erziehung im wesentlichen die Sache der Frauen. Insbesondere im Kleinkindalter – über 90% der Kinder bis zum Alter von drei Jahren werden in Japan von ihren Müttern betreut – erfordert die Mutterrolle in Japan den Aufbau einer geradezu symbiotischen Beziehung, in der das Kind ständig in der Nähe der Mutter ist, die unmittelbar auf seine Bedürfnisse eingeht und so lebenslange, starke emotionale Bande schafft. Auch Entscheidungen um die schulische Ausbildung werden meist von den Müttern getroffen, und in Gestalt der *kyôiku mama*, der »Erziehungsmutter«, die ihre Söhne zu schulischen Höchstleistungen antreibt, um ihnen eine spätere berufliche Karriere zu eröffnen, konkretisiert sich weiblicher Gestaltungsanspruch. Zudem kennt die Hausfrauenposition in Japan eine öffentliche Verlängerung in Form der zahlreichen und zum Teil recht lautstark auftretenden Konsumentinnen- und Müttervereinigungen, in denen sich viele Frauen in Verbraucher- und Schulfragen engagieren. Mit dem Ende der »elterlichen Phase« eröffnet sich für viele Frauen – sofern sie nicht die Pflege älterer Verwandter übernehmen müssen, eine Aufgabe, die im Zuge der raschen Alterung der japanischen Bevölkerung eine zunehmende Belastung darstellt – eine Periode, die durch verhältnismäßig viel Freizeit gekennzeichnet ist. Eifrig nutzen sie diese mit Freundinnen, weswegen Japan in letzter Zeit für Frauen dieser Altersgruppe als *onna tengoku*, »ein Paradies für Frauen«, bezeichnet wurde. Hier offenbaren sich aber auch die stärksten Einbrüche, deren extremste Formen im Vergleich zu anderen Altersgruppen in verhältnismäßig hohen Scheidungsraten, Alkoholismus und steigenden Selbstmordraten zu erkennen sind.

Sicherlich ist dies ein stark überzeichnetes Bild einer Situation, die tatsächlich wesentlich differenzierter ist.⁶ Vor deren Hintergrund steht aber dem Stereotyp der Japanerin, die es bis jetzt verabsäumt hat, sich volle Gleichberechtigung auch und vor allem im öffentlichen Bereich zu erkämpfen, das der nur scheinbar unterwürfigen Frau gegenüber, die trotz oder besser aufgrund einer Fixierung auf »traditionell« weibliche Rollen wie die der Ehefrau und Mutter im Verborgenen »die Fäden zieht«.⁷ Beide Positionen berufen sich zumindest unterschwellig auch auf eine historische Entwicklung: Die einen sehen ein Fortwirken einer oftmals gar archaischen Macht der Frauen, die anderen eine durch die Frauenbewegung nicht in ausreichendem Ausmaß überwundene, besonders zähe patriarchale Tradition. Ich möchte in der Folge anhand historischer

⁶ Als Korrektiv empfiehlt sich eine Lektüre von Ruth Linhart u. Fleur Wöss (Hg.), *Nippons neue Frauen*. Reinbek bei Hamburg 1990.

⁷ Vgl. Kitamura Kazuyuki, *Japan. Im Land der mächtigen Frauen*. München 1985 bzw. Iwao Sumiko, *The Japanese Woman: Traditional Image and Changing Reality*. New York 1993.

Frauenbilder sowie lebendiger Gegenentwürfe beide Sichtweisen relativieren.⁸

3. Ein historisches Lehrstück zur sozialen Konstruktion von Weiblichkeit vor dem Hintergrund weiblicher Rollen im japanischen Altertum

Mit dem *Torikaebaya monogatari*, das aus dem frühen 12. Jahrhundert stammen dürfte, wartet die japanische Literaturgeschichte mit einem der frühesten Werke der Weltliteratur auf, in dem Weiblichkeits- und Männlichkeitsvorstellungen hinterfragt werden. Die Erzählung handelt von einem Geschwisterpaar, bei dem die jeweils als männlich und weiblich definierten Eigenschaften vertauscht auftreten, sodass das Mädchen und der Knabe für eine gewisse Zeit in die jeweils andersgeschlechtlichen Rollen schlüpfen. Hier die Beschreibung, die von ihnen zu Beginn der Erzählung gegeben wird:

Während die beiden allmählich größer wurden, legte der Knabe erstaunlicherweise eine arge Schüchternheit an den Tag (...) selbst dem Vater gegenüber fühlte er bloß Scheu und Befangenheit. Dieser ließ ihn nun nach und nach die Schriftzeichen lernen und lehrte ihn andere geziemende Dinge, aber das Kind behielt nichts im Kopf, sondern empfand nur große Verschämtheit. Es (...) malte Bilder und spielte mit Puppen oder mit Muscheln; der Vater fand dies recht jämmerlich (...) Das Mädchen hingegen war von klein auf recht lausbubenhaft; sie war kaum im Hause, sondern tollte stets draußen umher und spielte immer nur mit dem Ball oder dem kleinen Bogen. Wenn im Gästeraum Besucher waren, (...) kam sie herbeigelaufen, und zusammen mit ihnen spielte sie die Koto, blies sogar die Weisen der Flöte ganz hervorragend (...) Was sie vortrug und sang, lobten die anwesenden Würdenträger, verhätschelten sie und lehrten sie auch bisweilen (...) So glaubten alle nicht anders, als daß sie der Knabe sei, fanden Gefallen an ihr und verwöhnten sie.⁹

Die Erzählung spielt im höfischen Milieu der Heian-Zeit (794–1185). In dieser Periode des japanischen Altertums war ein häufig postuliertes ursprüngliches Matriarchat mit einem losen Zusammenschluss verschiedener Clans unter Herrscherinnen wie der in chinesischen Geschichtswerken erwähnten schamanischen Priesterkönigin Himiko noch im 3. Jahrhundert längst von einem zentralisierten Beamtenstaat mit dem – im Allgemeinen männlichen – Tenno an der Spitze abgelöst worden. Die wesentlichen politischen Ämter wurden von männlichen Würdenträgern mit in väterlicher Linie vererbbaaren Rängen bekleidet. Dennoch hatte sich Matrilinearität bei der Vererbung etwa von Häusern und Ländereien sowie eine Eheform erhalten, bei der die Schwiegersöhne zumindest im Anfangsstadium der Ehe ihre Frauen im Hause von deren Eltern besuchten, bevor das Paar eventuell in einen neolokalen Wohnsitz überwechselte, beides Umstände, die den Frauen sicherlich ein gewisse Unabhängigkeit

⁸ Für eine allgemeine Einführung vgl. etwa Mary R. Beard, *The Force of Women in Japanese History*. Washington, DC 1953; Joyce Ackroyd, *Women in Feudal Japan*. *Transactions of the Asiatic Society of Japan Third Series* 7 (1959) 31–68; Eiko Saito, *Die Frau im alten Japan*. Düsseldorf 1990; Chieko Irie Mulhern (ed.), *Heroic with Grace. Legendary Women of Japan*. Armonk/New York/London 1991.

⁹ Michael Stein (Übers. u. Bearb.), *Das Torikaebaya monogatari*. Wiesbaden 1979, 16–17.

sicherten. Auch zählen zu den wesentlichen kulturellen Leistungen dieser Zeit von Frauen verfasste Lyrik und Prosawerke, darunter das weltweit berühmte *Genji monogatari*. Daraus wird bereits deutlich, dass Frauen des Hofadels in dieser Zeit im Allgemeinen eine hohe Bildung genossen und dafür auch angesehen waren, also nicht als Wesen galten, die nichts im Kopf behalten können, wie der mädchenhafte Bub der Erzählung.¹⁰ Die Kultur der Zeit mit ihrer Betonung auf Werten wie Einfühlsamkeit, ästhetischem Empfinden und einem allgemeinen Von-den-Dingen-Angerührt-sein wird häufig als höfisch-feminin beschrieben; die Erzählung lehrt uns, dass diese Feminität nur in den Augen der Späteren besteht: Empfindsamkeit und Ästhetik waren Tugenden, die von beiden Geschlechtern gleichermaßen gefordert wurden. Das Mädchen offenbart sich als Knabe, dem eine glänzende Karriere bevorsteht, auch durch sein einfühlsames Flötenspiel. Immerhin waren Frauen von den zentralen Kulturwerten nicht ausgeschlossen. Auch ist die Erzählung, die betont, dass die Geschwister in ihren jeweiligen andersgeschlechtlichen Rollen als besondere Schönheiten galten, nur sinnvoll vor dem Hintergrund eines Schönheitsideals, das für beide Geschlechter sehr nahe beieinander lag. Dennoch werden geschlechtsspezifische Unterschiede stark betont herausgearbeitet: eine große, als weiblich definierte Scheu, ein zurückgezogenes Leben im Gegensatz zu einer als männlich beschriebenen Weltoffenheit, einem Nach-außen-Wirken. Ein deutliches Werturteil lässt Frauen als das zweitrangige Geschlecht erscheinen: Das knabenhafte Mädchen ist in allem sehr gut, während der mädchenhafte Bub unter anderem deshalb so wirkt, weil er mit dem Lernen Schwierigkeiten hat.

Sicherlich wäre es übertrieben zu behaupten, das Werk stelle die Geschlechterrollenzuweisung radikal in Frage. Es zeigt jedoch deutlich das große Unbehagen der vermutlich weiblichen Autorin darüber, dass eine Gesellschaft dem Individuum verwehrt, seine Charaktereigenschaften auszuleben, wenn es in einem Körper steckt, von dessen Geschlecht sie eine andere Haltung erwartet.¹¹ Denn obwohl der jungen Frau als Knabe eine glänzende Karriere bei Hof gelingt, macht ihr Körper sie verletzlich. Eine ungewollte, unverschuldete Schwangerschaft zwingt sie, sich zu verstecken und so lässt sie sich von dem Mann an einen abgelegenen Ort entfernen. Auf diese hintergründige Art in die Rolle der Frau, die sie physiologisch ist, gedrängt, merkt die Heldin, wie sich ihre Gefühle durch den Druck der gesellschaftlichen Zwänge wandeln: Als Frau muss sie nun

¹⁰ Zwar bestand eine strenge Trennung zwischen Literatur in klassischem Chinesisch, der offiziellen Amtssprache, und jener in japanischer Kursivschrift, die als weiblich galt, doch bedeutete dies keineswegs, dass die Mädchen des Adels in ihren Familien nicht auch in Chinesisch ausgebildet werden konnten. Berühmt ist die Episode, wonach Murasaki Shikibu, die Autorin des *Genji monogatari*, beim Unterricht durch ihren Vater gerade in diesen Künsten eine wesentlich raschere Auffassungsgabe unter Beweis stellte als ihr Bruder, was ihren Vater zu dem bedauernden Ausruf veranlasste: »Schade, dass nicht sie der Bub ist!«

¹¹ Vgl. dazu auch Gregory M. Pflugfelder, *Strange Fates. Sex, Gender and Sexuality in Torikaebaya monogatari*. Monumenta Nipponica 47/3 (1992) 347–368.

plötzlich ihre Tage in ihren Gemächern verbringen und auf das Kommen ihres – wie die meisten Männer des Hofadels – polygamen Mannes warten. Dabei entdeckt sie die Eifersucht und das Schicksal, als Frau geboren worden zu sein, als leidvoll. Bewusst erlernt sie nun »weibliches« Verhalten, wie etwa eine scheue Sprache sowie Schwäche. Diese Stilisierung der Frau zur Schwachen läuft allerdings fernab einer Fixierung auf Ehe und Mutterschaft. Trotz ihrer endgültigen Rückwandlung zur Frau verlässt die Heldin den Mann und das Kind, das ihrer Beziehung entstammt. Der Verlassene findet gewissen Trost im Verstehen, dass die Frau, einmal als Höfling Karriere gemacht, nicht den Rest ihres Lebens in Gemächern eingeschlossen zubringen möchte. Natürlich konnten Frauen als Gattinnen und Mütter in einer Gesellschaft, in der auch die von Männern gemachte Politik großenteils Heirats- und Familienpolitik war, durchaus Einfluss ausüben. Ein Beispiel dafür bietet die Familie Fujiwara (in jener Zeit die mächtigste neben dem Kaiserhaus), die sich ihre Position absicherte durch die aus ihren Reihen stammenden Gattinnen der Tennos. Dies war jedoch nur eine von vielen Ausdrucksformen weiblichen Seins. Die intellektuell und musisch begabte Frau, die gern belehrt und dirigiert, kann dabei ebenso bestehen wie die charmant-erotische: *irogonomi*, »Liebeslust«, wurde bei Frauen durchaus geschätzt, was ihnen mitunter auch ermöglichte, Beziehungen zu mehreren Männern zu unterhalten, ohne dafür missachtet zu werden.¹²

4. Weiblichkeitsvorstellungen des japanischen Mittelalters

Seit dem Mittelalter und der Ablösung des Hofadels als kulturtragende Schicht durch den Schwertadel wird die weibliche Sexualität hingegen zunehmend als bedrohlich gesehen. Dies begründet unter anderem eine Tradition, die den ausdrücklichen Ausschluss der Frauen von der politischen Macht damit rechtfertigt, die Missetaten so genannter *akujo*, »schlechter Frauen«, habe dies als ratsam erscheinen lassen.¹³ Eine dieser zur *akujo* stilisierten Frauen ist die letzte einer Reihe von weiblichen Tennos des japanischen Altertums, deren Existenz häufig für das Weiterwirken der archaischen Macht der Frauen ins Treffen geführt wird. Während viele ihrer Vorgängerinnen wohl hauptsächlich als »Platzhalterinnen« ernannt

¹² Die Autorinnen der Zeit ringen in ihren Werken häufig um die Freiheit, ihre Bildung zeigen zu dürfen, ohne als unweiblich zu gelten. Dabei mangelt es nicht an männlichem Chauvinismus vonseiten der Frauen selbst: Murasaki Shikibu, die in ihrem Tagebuch wiederholt beklagt, dass sie als Frau ihre Bildung nicht zu sehr zeigen durfte, wirft ihrer Rivalin Sei Shōnagon, der Autorin des berühmten *Kopfkissenbuches*, genau dies immer wieder vor. Diese wiederum scheut sich nicht, zu schreiben: »Wenn ich mir vorstelle, wie es ist, eine jener Frauen zu sein, die zu Hause leben, treu ihrem Gatten dienend – Frauen, die keine einzige erregende Aussicht im Leben haben, sich aber dennoch für vollkommen glücklich halten, so erfüllt mich Verachtung.«

¹³ Die meisten in dieser Beziehung angeführten Beispiele sind charakteristischerweise solche von Frauen, die ihre Attraktivität nutzten, um ihre hochrangigen Geliebten zu kriegerischen Auseinandersetzungen zu veranlassen.

worden waren, mit deren Hilfe Erbfolgekämpfe vermieden werden sollten, war Kôken/Shôtoku Tennô (718–770) als einzige bereits zu Lebzeiten ihres Vaters zur Thronfolgerin ernannt worden. Aus dem Rahmen fiel sie auch dadurch, dass sie einen buddhistischen Priester, Dôkyô, zu ihrem wichtigsten Minister ernannte. Dies rief Gegner auf den Plan, und sie starb ohne Nachfolger, während Unruhen das Land erschütterten. Die mittelalterliche Tradition machte aus ihr eine von ihrer Sexualität beherrschten Frau, die an einer übergroßen Vagina krankte, die nur Dôkyô mit seinem übergroßen Penis befriedigen konnte. Zugezogen soll sie sich ihren körperlichen Makel dadurch haben, dass sie aus Zorn über den folgenden Vers darin ein buddhistisches Sutra verbrannte:

In den dreitausend Welten / all die Leidenschaften der Männer / zusammengekommen
zu einer Person: / das schlechte Karma der Frau. / Die Frau ist die Botin der Hölle, /
fähig, den Samen Buddhas zu zerstören. / Das Aussehen hat sie eines Bodhisattvas, /
ihr Herz ist das eines Dämons.

Tatsächlich hatte über den Buddhismus ein stark negativ gefärbtes Frauenbild Eingang in die japanische Geisteswelt gefunden. Mit ihm wurden auch seine Lehren darüber rezipiert, dass Frauen unter anderem aufgrund der Unreinheit ihres Körpers erst über die vorherige Umgestaltung zum Mann aus dem Kreislauf der Wiedergeburten erlöst werden könnten.¹⁴ Bald wurde diese Unreinheit der Frauen auf sämtliche biologische Vorgänge in ihrem Körper ausgedehnt, und mit dem Aufkommen der amidistischen Reinen Land-Sekten wurden diese Vorstellungen in weiten Teilen der Bevölkerung verbreitet.¹⁵ Diese Sekten wandten sich besonders an Frauen, da gerade die besonders sündigen der geeignete Gegenstand der Erlösung seien. So wird etwa in Mujû Ichis *Tsuma kagami* aus dem Jahr 1300 der Standpunkt eines Klerikers verabsolutiert, dem es vor allem darum geht, die mönchische Enthaltsamkeit zu bewahren¹⁶:

Grundsätzlich sind dies die sieben charakterlichen Fehler der Frauen. Allen voran, wie die Tausenden und Abertausenden Bächlein in das Meer fließen, kennen sie keine Grenzen darin, die sexuellen Begierden in den Männern zu entfachen. Zweitens, wenn wir

¹⁴ Je nach Sutra mussten Frauen, deren Verdienste das durchschnittliche Maß so weitgehend überstiegen, dass sie gerechterweise nicht übersehen werden konnten, entweder darauf warten, in ihrem nächsten Leben als Mann wieder geboren zu werden, oder sie konnten direkt ihr Geschlecht umwandeln, vgl. Diana Y. Paul, *Die Frau im Buddhismus. Das Bild des Weiblichen in Geschichten und Legenden*. Hamburg 1981; zu den japanischen Wandlungen dieses Themas Fleur Wöss, *Die Frau im Amida-Buddhismus*. In: *Die Japanerin in Vergangenheit und Gegenwart*. Wien 1981, 27–45.

¹⁵ Unzählige Bilder zeigten die verschiedenen Höllen auf, denen Frauen anheimfallen konnten: Die Verunreinigung, die sie durch ihr Menstruations- oder Geburtsblut verursachten, verdammt sie zu den Qualen in der so genannten Bluteichhölle; aber auch Jungfräulichkeit war in dieser Sicht keine Möglichkeit, der Erlösung näher zu kommen – auf Frauen, die keine Kinder geboren hatten, wartete eine andere Hölle, die der Unfruchtbarkeit, vgl. Susanne Formanek, Etoki. Mittelalterliche religiöse Welten erklärt in Bildern. In: Susanne Formanek/Sepp Linhart (Hg.), *Buch und Bild als gesellschaftliche Kommunikationsmittel in Japan einst und jetzt*. Wien 1995, 11–44.

¹⁶ Zu diesem Zweck wurde auch besonders gern über den neunstufigen Verwesungsprozess des Körpers einer Frau, die zu Lebzeiten zu den Schönheiten ihrer Zeit gezählt hatte, meditiert.

Frauen (...) beobachten, so sehen wir, daß ihr Hang zum Neid niemals ruht (...) Sie denken nicht an andere, sondern kümmern sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten. Drittens, aufgrund ihrer Neigung, die sie für Betrug anfällig macht, sprechen sie so, als ob sie von Mitgefühl ergriffen wären, doch im Inneren ihres Herzens sind sie abweisend und nähren Gefühle des Neids (...) Viertens, vernachlässigen sie die religiösen Übungen und konzentrieren sich nur darauf, wie sie sich in die feinsten Stoffe kleiden können, weil sie nur an ihr Äußeres denken (...) Fünftens ist Betrug, was sie leitet, und selten sind aufrichtige Worte ihrerseits (...) Sechstens verbrennen sie sich am Feuer ihrer Leidenschaft und kennen anderen gegenüber keine Scham (...) Siebentens sind ihre Körper auf ewig unrein, mit häufigen blutigen Aussonderungen (...) Die Dummen mögen dies alles anziehend finden, aber die Weisen wenden sich mit Grauen ab.¹⁷

Dabei stehen die Frauen des Kriegeradels, was ihren Mut betrifft, den Männern nicht nach, kämpfen manchmal sogar Seite an Seite mit ihnen – Shizuka Gozen etwa erregte Bewunderung, als sie vom Feind ihres Geliebten gefangen genommen und zum Tanz gezwungen, mit funkelnden Augen ein Loblied auf den Geliebten vortrug.¹⁸ Sie erscheinen dabei allerdings wesentlich weniger ihren Ehemännern und Kindern verpflichtet als sich selbst bzw. ihren Ursprungsfamilien. Hôjô Masako (1157–1225), die Frau des Begründers der feudalistischen Militärregierung der Kamakura-Zeit, den sie zunächst gegen den Willen ihres Vaters geheiratet hatte, zögerte nicht, einen ihrer Söhne zu entmachten und den anderen einem gewaltsamen Tod auszuliefern, um einen Vasallenrat einzurichten, durch den die Familie Hôjô die faktische Regierungsgewalt bis zum Ende des Kamakura-Bakufu ausübte. Während der darauf folgenden zwei Jahrhunderte blutiger Fehden zwischen den einzelnen Feudalfürsten und mit dem Aufkommen der so genannten »politischen Ehen«, in deren Rahmen verfeindete Gruppen bei Friedensschlüssen Bräute »austauschten«, die dann als Geiseln oder Spione fungierten, fand dies seinen Ausdruck in Redewendungen, die sich auf die Unglaublichkeit der Frauen beziehen: »Auch wenn sie dir sieben Söhne geschenkt hat, trau niemals einer Frau.«

5. Die japanische Neuzeit

Echos der buddhistischen Verunglimpfung der Frauen finden sich noch in der Edo-Zeit (1600–1868), insbesondere in der Erbauungsliteratur für Frauen, überlagert allerdings von neokonfuzianischem Gedankengut, das in dieser Zeit als Grundlage für eine streng hierarchische Gesellschaftsordnung diente. Als ein wichtiger Vertreter dieser Art von Literatur soll hier die berühmt-berüchtigte *Onna daigaku* des Kaibara Ekiken (1630–1714) zu Wort kommen:

¹⁷ Robert E. Morrell, *Mirror for Women: Mujû Ichien's Tsuma Kagami*. *Monumenta Nipponica* 35/1 (1980) 45–75.

¹⁸ Frauen wie Tomoe Gozen, die als hervorragende Bogenschützin und Schwertkämpferin im ausgehenden 12. Jh. ihrem Geliebten beistand, waren zwar nicht die Regel, aber auch keine Ausnahmereischeinungen wie etwa Johanna von Orléans.

Die fünf schlimmsten Krankheiten, die den weiblichen Geist befallen, sind: Ungehorsam, Unzufriedenheit, Schimpfsucht, Eifersucht und Dummheit. Eine Frau sollte diese Krankheiten durch Selbstkontrolle und Selbstvorwürfe heilen. Die schlimmste von allen, und die Ursache der anderen vier, ist Dummheit. Da die Frau so im Vergleich zum Mann dumm ist, versteht sie ihre auch noch so offensichtlichsten Pflichten nicht. Sie erkennt nicht, welche ihrer Handlungen ihr zur Schande gereichen, und auch nicht, was ihrem Mann und ihren Kindern schadet. Weder wenn sie unschuldige Personen beschuldigt, noch wenn sie in ihrer Eifersucht nur danach trachtet, sich selbst zu erheben, sieht sie, daß sie selbst ihr größter Feind ist (...) In der Erziehung ihrer Kinder schließlich macht sie Fehler aufgrund ihrer blinden Zuneigung. So groß ist ihre Dummheit, daß sie in allem und jedem sich selbst mißtrauen und ihrem Ehemann gehorchen muß.

Die extreme Misogynie solcher Werke steht natürlich in einem Kontext, in dem Frauen weitgehend des Erb-, Scheidungs- und Besitzrechts verlustig gegangen waren. In der herrschenden Schicht des Schwertadels hatte sich mit der Weiterentwicklung des Feudalsystems männliches Erbenrecht durchgesetzt. Die matrilokale Ehe war endgültig von der patrilokalen abgelöst, in der die Frau völlig in die Familie einverleibt wurde, in die sie einheiratete; dass sie sich deren Sitten völlig zu unterwerfen hatte, galt als zusätzlicher Grund, warum Frauen von klein auf zum Gehorsam erzogen werden sollten. Die Loslösung der Samurai vom Boden hatte sie zu Gehaltsempfängern ihrer Feudalherren gemacht, deren Autorität bis in ihre Familien hineinreichte. Erotische Anziehungskraft zwischen den Geschlechtern war in einem solchen System ein Störfaktor. So nimmt es nicht wunder, dass die *Onna daigaku* ein nüchtern-züchtiges Weiblichkeitsideal entwirft, bei dem Eigenschaften wie edler Gehorsam, Keuschheit, Mitleid und ein ruhiges Gemüt wichtiger als Schönheit sind.

Erotik, die solchermassen aus den ehelichen Beziehungen verbannt wurde, suchten und fanden die Männer in den Freudenvierteln, in die die vormals freien Kurtisanen in dieser Zeit als Prostituierte kaserniert worden waren. Eine Aura der Romantik, der wahren Gefühle, die man in Japan sogar bei der käuflichen Liebe finden könne, umgibt das Thema Prostitution in Japan häufig in westlichen Schriften. Genährt wurde sie wohl auch aus der romantisierenden Sicht der japanischen Männer selbst. Bekannt sind etwa die Stücke eines Chikamatsu Monzaemon, in denen ein Freudenmädchen mit ihrem Geliebten Doppelselbstmord begeht, weil es ihnen nicht möglich ist beisammenzubleiben. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes für diese Doppelselbstmorde, *shinjû*, deckt allerdings die wenig romantische Bedeutung auf, die diese für die Freudenmädchen selbst hatte. Häufig von verarmten Eltern an die Freudenhausbesitzer verkauft, konnten diese meist nur »ehrbar« werden, wenn ein Freier sie loskaufte. Zu diesem Zweck mussten sie aber einen davon überzeugen, dass sie unter den zahlreichen Männern, die sie empfangen mussten, ihn und nur ihn aufrichtig liebten und dazu gab es eine Reihe »institutionalisierter« *shinjû*, »Liebesbeweise«, wie etwa das Abrasieren der Haare oder das Abschneiden eines Fingers.¹⁹

¹⁹ Lawrence Rogers, »She Loves Me, She Loves Me Not«. *Shinjû* and *Shikidô Ôkagami*. *Monumenta Nipponica* 49/1 (1994) 31–60. Ein Weiterwirken dieser Aufspaltung der

Erotik war nicht das einzige Gebiet, auf dem sich eine starke Aufspaltung weiblicher Rollen erkennen lässt, die einzelne Frauen auf jeweils eine Funktion reduzierte. Während Kinderlosigkeit zwar ein Scheidungsgrund vonseiten des Mannes war, konnte im Extremfall die vorbildliche Gattin auch losgelöst von Mutterschaft gesehen werden. Die Ehefrau der Oberschicht hatte Haushalt und Dienerschaft umsichtig zu führen, und gleichzeitig die moralische Verpflichtung, für etwaige Konkubinen ihres Gatten zu sorgen, die dann ihrerseits für die Reproduktion zuständig waren. Mütterlichkeit im Sinne einer alles verzeihenden Fürsorge war hier fehl am Platz, Kinder wie Dienerinnen sollte die Frau mit Strenge mahnen können.²⁰ In den Dramen traten häufig Heldinnen auf, die ihre Kinder etwa zum Schutz des Feudalherren ihres Ehemannes opferten.

Wenngleich andere Schichten davon nicht ganz unberührt blieben, war das Ideal der demütigen, streng-züchtigen Frau im Wesentlichen auf die herrschende Schicht der Samurai beschränkt. Im städtischen Bürgertum, das immer mehr an Bedeutung gewann, galten sicherlich andere Maßstäbe. Hier nahmen Frauen aktiv an der Führung des Unternehmens teil, und sie werden als lebhaft Partner beschrieben, an modischen Neuheiten interessiert, und für die Leichtigkeit und Eleganz ihres Benehmens gerühmt.²¹ Auch gibt es eine Reihe wirtschaftlicher Erfolgsstorys von Frauen²²: Als Ahnherrin des weltweit bekannten Hauses Mitsui gilt Juhô (1590–1676), die als einzige Tochter das von ihrer Familie ererbte Sakegeschäft ausweitete, bis der Grundstock des späteren Generalhandelshauses gelegt war – während ihr Ehemann sich dem Dichten und anderen Künsten widmete. Ôura Kei (1828–1884) wurde den Prokuristen, den sie geheiratet hatte, rasch wieder los, als sich herausstellte, dass er seit ihrer Heirat nicht mehr denselben Fleiß an den Tag legte wie zuvor; und obwohl es von der Regierung noch verboten war, versuchte sie ein Exportgeschäft mit dem Westen aufzubauen, was ihr auch gelang. Die sich immer mehr ausweitende Geldwirtschaft eröffnete den Frauen auch Möglichkeiten einer bezahlten

Erwartung der Männer an das weibliche Geschlecht ist es wohl, das sie zu den Bar-Hostessen und *mama-sans* in Bars und anderen Vergnügungseinrichtungen treibt, in denen sie mehr Zeit verbringen als Männer irgendwo anders auf der Welt.

²⁰ Ein Echo dieses Ideals mag man in der folgenden Beschreibung, die Ishimoto Shizue, *Facing Two Ways*. New York 1935, von ihrer Mutter gab, erkennen: »Sie ist intelligent, bescheiden, und denkt immer an die anderen Mitglieder der Familie. Sie nimmt die guten Manieren sehr ernst, und beeindruckt jedermann mit ihrer graziösen Würde. Streng zu sich selbst und förmlich, steht sie früher auf und geht später zu Bett als jedermann sonst in der Familie (...) Niemand hat sie jemals entspannt dasitzen sehen (...) Durchhaltevermögen und Zurückhaltung sind ihre größten Ideale.«

²¹ Vgl. etwa Margret Neuss-Kaneko, *Familie und Gesellschaft in Japan*. München 1990.

²² Ein frühes Beispiel mag Hino Tomiko (1440–1496) darstellen. Sie ging nicht nur in die Geschichte ein, weil sie den Ônin-Erbfolge-Krieg auslöste, um ihren Sohn als Schogun einzusetzen, sondern auch und vor allem darum, weil sie den Feudalherren, die ihre Kriegsausgaben decken mussten, Geld zu hohen Zinsen lieh und dadurch reich wurde. Sie war damit ihrer Zeit voraus, doch blieb ihr der üble Leumund einer unehrenhaften, geldgierigen Person. Auf sie mag ein Sprichwort gemünzt sein: *Onna sakashikute ushiuri sokonau* (»Sogar wenn eine Frau versucht, klug zu handeln, verpasst sie doch die Gelegenheit, den Ochsen zu verkaufen«), das auf mangelnden Weitblick aufgrund einer Orientierung auf den sofortigen Gewinn anspielt.

außerhäuslichen Arbeit, wie etwa Inoue Den (1788–1869), die sich ganz dem Weben verschrieb und als Erfinderin neuer Techniken auf diesem Gebiet zahlreiche Schülerinnen anzog und eine eigene Firma gründete.

Das Sprichwort *onna sannin yoreba kashimashi*, »wo drei Frauen zusammenkommen, wird es laut«, belegt wohl nicht nur das Stereotyp einer weiblichen Geschwätzigkeit, sondern auch, dass leises, sanftes Sprechen Frauen nicht unbedingt kennzeichnete. Die Bäuerinnen, die Ella Lury Wiswell in einem Dorf in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts beobachtete²³, waren ihren Männern zwar untergeordnet, ein unterwürfiges Benehmen legten sie aber keineswegs an den Tag: Als unverzichtbare Partner bei der Feldarbeit und eingebettet in ein dichtes Netz weiblicher Kooperationen beteiligten sie sich lautstark an Gesprächen, liebten zotige Witze und sprachen bei Festen gern dem Alkohol zu.

6. Alt und Jung

Entlarvend sind auch die Einstellungen zu Frauen an den beiden entgegengesetzten Enden des Lebenslaufes. Dass japanische Männer nicht wesentlich Stärke und Mütterlichkeit als feminin betrachten, beweist der besondere Reiz, der von weiblicher Kindlichkeit ausgeht. Bereits in der Heian-Zeit heißt es von so mancher zarten Frau, sie sei in ihrer Kindlichkeit so liebreizend gewesen, man hätte gewünscht, sie bleibe für immer ein Kind. In der Edo-Zeit verdichtet sich in Figuren junger Mädchen wie der 16-jährigen Yaoya Oshichi – sie legte 1682 ein Feuer, um ihren Traummann wiederzusehen und wurde dafür hingerichtet – einerseits die Vorstellung der Gefährdung und Gefährlichkeit der Frauen durch ihre Dummheit, gleichzeitig aber sind sie rührende Heldinnen einer erwachenden romantischen Liebe. Und heutzutage gibt es ein weitverzweigtes Vokabular für junge Frauen, die, um dem femininen Ideal des naiven, unreifen Teenagers potentieller Verehrer zu entsprechen, ihre »weiblichen Reize« verstecken, sich unwissend geben und insgesamt »kleines Mädchen spielen« (*burikko*). Über weite Strecken ist das weibliche Schönheitsideal durch ein Herunterspielen der sekundären Geschlechtsmerkmale gekennzeichnet: Fast körperlos stecken viele zerbrechliche Schönheiten der Heian-Zeit in bis zu acht Schichten farblich aufeinander abgestimmter Gewänder. Der Kimono späterer Zeiten schnürt die Figur zu einer geradlinigen Gestalt zusammen, die Einblicke nur auf den zarten Nacken gewährt, für japanische Männer lange Zeit der Inbegriff erotischer Ausstrahlung. Immerhin erlaubt dies der Trägerin, ihre Schönheit durch erlesenen Geschmack in der Wahl von Farbe und Muster der Gewänder zu gestalten, fernab körperlicher Vorzüge oder Makel. Allerdings ist ihre Schönheit von kurzer Dauer und vom Alter bedroht. Sogar in den Gedichten des *Manyôshû* (um 760), in denen noch eine recht unbelastete Einstellung zur Weiblichkeit vorherrscht, ist ein Merkmal weiblicher Anziehungskraft ihre drohende Vergänglichkeit:

²³ Robert J. Smith und Ella Lury Wiswell, *The Women of Suyé Mura*. Chicago 1982.

Die jungen Mädchen, sich fraulich zu gebärden, einst schlangen sich wohl Perlen ums Handgelenk und reichten den Gleichaltrigen die Hände zum Vergnügen, winkten sich mit weißen Ärmeln zu und zogen rote Schleppen hinter sich her. Doch festhalten konnten sie sie nicht, diese ihre besten Jahre, und wie sie vergangen, eh sie sich's versahen, da fragt sich eine jede, wann denn der Reif sich gelegt auf das vormals glänzend schwarze Haar, woher nur kamen die Falten, die ihr Gesicht überziehen; das immer fröhliche Gesicht mit den fein nachgezogenen Brauen, es vergeht, wie Blumen verwelken.

So ist das weibliche Alter gekennzeichnet durch einen dramatischen Verlust der Feminität²⁴, und für die sexuell aktive alte Frau fand ein Autor der Heian-Zeit harte, äußerst verhässlichende Worte:

Ihre Haare sind so weiß wie von Morgenfrost; die Runzeln ihres Gesichtes geschichtet wie Wellen in der Abendbrise. Oben und unten fehlen ihr dort und da Zähne, sodaß ihr Gesicht aussieht wie das eines gezähmten Affen. Ihre beiden Brüste hängen schlapp herab wie die erschlafften Hoden der Rinder in der Sommerhitze. Obwohl sie sich immer fein säuberlich zurechtmacht, gibt es doch niemanden, der sich von ihr angezogen fühlt (...) Ihr Gesicht gleicht in seinem Zorn dem drohenden Blick böser Dämonen (...) Sie müßte sich eigentlich ihre schneeweißen Haare scheren lassen und schnell zur Nonne werden, aber da sie weiterhin an diesem vergänglichen Leben hängt, wird sie wohl noch zu Lebzeiten den Körper einer großen Giftschlange annehmen.

Dafür sollte der Rückzug auf religiöse Rollen wie die der Nonne oder auf mütterliche Werte für die Frau im Alter die größten Gewinne bringen. Zahllose erbauliche Werke schildern die tiefe kindliche Pietät, die erwachsene Söhne ihren würdigen alten Müttern entgegenbringen, und als Schwiegermütter konnten alte Frauen in der Edo-Zeit an ihren Schwiegertöchtern, die sie dafür gängig als *oni*, »alter Drache«, bezeichneten, späte Rache für die in ihrer eigenen Zeit als Braut erlittenen Erniedrigungen nehmen. In vielen Theaterstücken traten die alten Mütter auch ihren Söhnen gegenüber »herrisch« und despotisch auf und in einer Reihe von Erzählungen werden alte Frauen – es heißt, sie seien überaus geizig, neideten den Leuten ihr Glück und freuten sich über ihr Unglück – gar zu menschenfressenden Dämonen, deren Unwesen der Sohn Einhalt gebieten muss. Hier offenbart sich ein gerüttelt Maß an gegenseitiger Antipathie zwischen der Gesellschaft und ihren alten Frauen.²⁵ Bei einer Lebenserwartung, die in Japan wie in den meisten Industriestaaten für Frauen höher liegt als für Männer und mit der zunehmenden Auflösung der Mehrgenerationenfamilie kehren die alten Frauen heutzutage – nachdem sie ihren durch ein Leben in strikter Rollentrennung der Geschlechter oft entfremdeten alten Gatten gepflegt haben – vielfach erst als selbst pflegebedürftige Witwen in den Schoß der Familie zurück. Wie wenig erfreulich ihre Lage oftmals ist, belegt, dass Japan bei den Selbstmorden alter Frauen unangefochten Rang eins in den Statistiken einnimmt.²⁶

²⁴ *Otoko ni naru*, »zum Mann werden«, bezeichnet die Menopause, und für Frauen ab 40 fielen tatsächlich viele der Einschränkungen weg, die für jüngere Frauen bestanden.

²⁵ Susanne Formanek, Views of the Crone in pre-Meiji Japan. In: Susanne Formanek und Sepp Linhart (eds.), Aging. Asian Experiences Past and Present. Wien 1997.

²⁶ Vgl. Ingrid Getreuer-Kargl, Alt-Sein. In: Linhart und Wöss 1990, a.a.O.

7. Schluss

So scheinen die historischen Frauenbilder der Vorstellung von der harmonischen Komplementarität der Geschlechter, in deren Rahmen die Frauen aus einem Rückzug auf die Rolle der Gattin und Mutter besondere Macht geschöpft hätten, zu widersprechen. Über weite Strecken der japanischen Geschichte wird in einer von Männern dominierten Gesellschaft ein Bild der Frauen als des »Anderen«, das in seine Schranken zu weisen ist, entworfen. Macht und Autorität übten viele gerade dort aus, wo sie sich diesen Rollenzuweisungen entzogen. Paradoxiertweise scheint sich das Ideal der Häuslichkeit und Sanftmut für Frauen erst in der Begegnung mit dem Westen in breiteren Schichten durchgesetzt zu haben. Nach der erzwungenen Öffnung des Landes wurde Mädchenerziehung einer der wichtigsten Programmpunkte zur Modernisierung des Landes. Im Rahmen einer zunehmend autoritären Staatsideologie diente sie bald vorwiegend dazu, Frauen entsprechend dem *ryōsai kenbo*-Ideal, dem »Ideal der guten Gattin und weisen Mutter«, zu formen und sie dazu zu befähigen, einen Haushalt rationell zu führen und ihre Kinder angemessen zu erziehen. Dabei wurde aber auch besonderes Gewicht auf gute Umgangsformen gelegt und »weibliches« Verhalten auf breiter Basis eingeübt. Erst die Industrialisierung schuf die Dichotomie zwischen außerhäuslicher Erwerbsarbeit und Konsum im Heim. Der zunehmende Wohlstand nach dem Zweiten Weltkrieg gab den Frauen dann die Muße, sich hingebungsvoll ihren Kindern zu widmen, deren Betreuung vormals vorwiegend von Ammen, Kindermädchen, älteren Geschwistern oder den Großeltern wahrgenommen wurde.

Erschöpft sich die geheime Macht der Frauen, die diese in der eingangs erwähnten Sicht aus dem Rückzug auf die ihrer vermeintlichen Eigenart so gut entsprechenden Rollen der Ehefrau und Mutter angeblich schöpfen, darin, dass sie mit ihrer reproduktiven Arbeit den wirtschaftlichen Erfolg Japans zu einem nicht unbeträchtlichen Teil abstützen? »Als Frau geboren zu sein heißt, sich allem unterordnend sich alles unterzuordnen«, lautet der Leitsatz, den viele der so genannten Neuen Religionen jenen zahlreichen Frauen ans Herz legen, die bei ihnen Hilfe suchen bei der Lösung von Problemen wie Untreue des Ehemannes, Einsamkeit oder Überforderung durch Pflegearbeit, die auch ihnen nicht erspart bleiben.²⁷ Ironischerweise waren viele dieser Religionen im vorigen Jahrhundert von Frauen als Nachfahrrinnen der viel beschworenen Schamaninnen der japanischen Frühzeit gegründet worden: Ihnen hatte sich das Göttliche typischerweise nach einem halben Leben voller Entbehrungen und Erniedrigungen offenbart, aus deren Frustrationen sie schließlich die Kraft schöpften, sehr wohl »aus der Rolle zu fallen«, etwa Männerkleidung zu

²⁷ Für eine Bestandsaufnahme dieser Schwierigkeiten vgl. Margaret Lock, *Symptoms of Indolence: The Rhetoric of Middle Age and Menopause in Japan*. In Susanne Formanek und Sepp Linhart (ed.), *Japanese Biographies: Life Histories, Life Cycles, Life Stages*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1992, 211–240.

tragen oder ihre Ehemänner herumzukommandieren.²⁸ *Onna no ichinen iwa wo tôsu*, »der Wille einer Frau vermag sogar einen Stein zu durchlöchern«, steht insbesondere für ihre nachtragende Natur, die es versteht, früher oder später ein ihr zugefügtes Unrecht zu rächen.²⁹ Viele sind zwar mit den engen Rollenzuschreibungen unzufrieden und durchbrechen sie auch – was eine seit einem Jahrhundert aktive japanische Frauenbewegung beweist³⁰ – doch schenkt man Autorinnen wie Kôno Taeko Glauben, schöpfen sie daraus Vergnügen, gegebene Zwänge als freiwillige Selbstbeschränkung zu verstehen sowie aus der Fähigkeit, sich zahlreiche sinnliche Gratifikationen zu verschaffen.³¹ Auch haben sich japanische Frauen, von denen das Eheleben nicht so stark wie in Europa »Arbeit in Liebe« verlangt, zum Teil eine gewisse emotionale Unabhängigkeit bewahrt, die eine sagen ließ: »Mein Mann ist ein guter Mann, aber wenn er in Pension geht, möchte ich mich scheiden lassen. Ich habe mein ganzes Leben lang ihn und die Kinder versorgt und kein eigenes Leben gehabt. Wenn er in den Ruhestand geht, werde ich es auch tun.«

²⁸ Vgl. Ulrike Wöhr, Die Untreue der Männer ist die Schuld der Frauen. Konfliktbewältigung in den Neuen Religionen. In Linhart und Wöss 1990, a.a.O., 192–201.

²⁹ Ein Thema, das in den Werken von Enchi Fumiko, Die Dichterin und die Masken. Die Wartejahre. Reinbek bei Hamburg 1984 und 1985, eine moderne Abwandlung erfährt.

³⁰ Vgl. etwa Margret Neuss, Die Seitôsha – Der Ausgangspunkt der japanischen Frauenbewegung. Oriens Extremus 18 (1971).

³¹ Vgl. Irmela Hijiya-Kirschner, Weibliche Konflikte – Weibliche Lösungen in der zeitgenössischen japanischen Literatur. In: Linhart und Wöss 1990, a.a.O., 226–235.